

Identität

Thomas Sattig
Universität Tübingen

Handbuch Metaphysik (Hg. Markus Schrenk), Stuttgart/Weimar: Metzler.

Identität ist die Relation, in der jedes Ding zu sich selbst und zu keinem anderen Ding steht. Der Standardkonzeption zufolge hat die Relation der Identität ein einfaches und philosophisch unauffälliges Profil. Diese Konzeption gerät unter Druck durch eine Reihe von Problemen in der Metaphysik materieller Gegenstände. Erfordern diese Probleme Abweichungen von der Standardkonzeption von Identität oder können sie auf der Basis der Standardkonzeption gelöst werden? Diese Frage steht im Zentrum des vorliegenden Eintrags. Die Standardkonzeption von Identität wird eingeführt und dann durch vier Probleme in der Metaphysik materieller Gegenstände auf die Probe gestellt. (Spezielle Probleme der Identität von Personen werden in Kap. III.D.2 behandelt.)

Die Relation der Identität

Der Begriff der Identität spielt eine derart basale Rolle in unserem Begriffssystem, dass er typischerweise als nicht durch andere Begriffe analysierbar aufgefasst wird. So ist z.B. die Charakterisierung von Identität als der Relation, in der jedes Ding zu sich selbst und zu keinem anderen Ding steht, zirkulär, da der Begriff der Identität nötig ist, um „zu keinem anderen Ding“ zu verstehen. Der Unanalysierbarkeit des Begriffs der Identität entsprechend wird die Relation der Identität, für die der Begriff steht, typischerweise als fundamentale, metaphysisch irreduzible Relation verstanden. Diese Relation wird häufig *numerische* Identität genannt, da wir auf ihrer Basis Dinge zählen: wenn x und y nicht-identisch sind, dann gibt es mindestens zwei Dinge; wenn x und y , y und z und x und z nicht identisch sind, dann gibt es mindestens drei Dinge, usw. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch werden Identitätsausdrücke nicht ausschließlich für diese Relation verwendet. So geht es in der Aussage „Die beiden Stühle sind identisch“ nicht um numerische, sondern um *qualitative* Identität. Qualitative Identität ist keine weitere fundamentale Relation neben der numerischen Identität. Dinge sind mehr oder weniger qualitative identisch, weil sie mehr oder weniger Eigenschaften teilen.

Auch wenn (numerische) Identität als fundamental verstanden wird, so lässt sich diese Relation dennoch charakterisieren. Identität ist reflexiv (für alle x gilt, $x = x$), symmetrisch (für alle x und y gilt, $x = y \supset y = x$) und transitiv (für alle x, y und z gilt, $x = y \ \& \ y = z \supset x = z$). Eine Relation mit diesen Eigenschaften ist eine Äquivalenzrelation. Im Gegensatz zu anderen Äquivalenzrelationen, wie z.B. gleichschwer zu sein, erfüllt Identität das Prinzip der *Ununterscheidbarkeit von identischen Dingen*, auch das *Leibniz-Gesetz* genannt: für alle x und y gilt, wenn $x = y$, dann haben x und y dieselben Eigenschaften. Im Umkehrschluss gilt, dass wenn x eine Eigenschaft

besitzt, die y nicht besitzt (oder vice versa), dann folgt, dass x nicht identisch mit y ist. Die Standardkonzeption von Identität besagt im Kern, dass Identität die Äquivalenzrelation ist, die das Leibniz-Gesetz erfüllt. Das Leibniz-Gesetz ist so zentral für unser Verständnis von Identität und Nicht-Identität, dass einer angeblichen Konzeption von Identität, die dem Leibniz-Gesetz widerspricht, typischerweise vorgeworfen wird, dass sie gar nicht Identität behandelt, sondern eine andere Relation.

Die Umkehrung des Leibniz-Gesetzes ergibt das Prinzip der *Identität von ununterscheidbaren Dingen*: für alle x und y gilt, wenn x und y dieselben Eigenschaften haben, dann $x = y$. Unter der Annahme einer sehr liberalen Konzeption von Eigenschaften (s. Kap. III.A.?), die für jedes Ding x mindestens eine Eigenschaft zulässt, die x und nur x besitzt, wie z.B. die Eigenschaft identisch mit x zu sein, ist das Prinzip der Identität von ununterscheidbaren Dingen ebenso unkontrovers wie das Leibniz-Gesetz. Wird jedoch eine schmalere Konzeption von Eigenschaften vorausgesetzt, die qualitative Eigenschaften zulässt, aber haecceitistische Eigenschaften, wie identisch mit x zu sein oder der Vater von x zu sein, verbannt, dann zeigt sich das Prinzip der Identität von ununterscheidbaren Dingen als metaphysisch kontrovers. Könnte es ein Universum geben, das nichts weiter enthält als zwei qualitativ ununterscheidbare Kugeln, die einige Kilometer voneinander entfernt sind? (Black 1952) Diese beiden Kugeln wären ein Gegenbeispiel zum eingeschränkten Prinzip der Identität von ununterscheidbaren Dingen. Die liberale Variante des Prinzips wäre aber nicht in Gefahr, da die beiden Kugeln durch haecceitistische Eigenschaften, wie zwei Kilometer von x entfernt zu sein, unterschieden werden können. Im folgenden Überblick über Probleme der Identität wird nur das Leibniz-Gesetz eine Rolle spielen.

Sortal-relative Identität

Zum Zeitpunkt t_1 wird ein Stück Lehm, L , zu einer Statue, S_1 , geformt. Als Resultat gibt es zum Zeitpunkt t_2 ein Lehmstück und eine Statue, die kurz darauf wieder zerstört wird. Zum Zeitpunkt t_3 wird aus L eine weitere Statue, S_2 , erschaffen. Ist S_1 (numerisch) identisch mit S_2 ? Diese Frage wirft ein bekanntes metaphysisches Problem auf, denn wir scheinen miteinander kollidierende Intuitionen über diesen Fall zu haben. Auf der einen Seite scheint es, unter der Annahme des Leibniz-Gesetzes, dass S_1 nicht identisch mit S_2 ist, da S_1 zu t_1 aber nicht zu t_2 existiert, während S_2 zu t_2 aber nicht zu t_1 existiert. Auf der anderen Seite scheint es aber, dass S_1 doch mit S_2 identisch ist, da es unmöglich zu sein scheint, dass sich nicht-identische gewöhnliche Gegenstände genau am selben Ort zur selben Zeit befinden—kurz, es scheint unmöglich zu sein, dass gewöhnliche Gegenstände räumlich koinzidieren. Wenn S_1 aber nicht identisch mit S_2 ist, dann sind S_1 und S_2 auch nicht identisch mit L , da L sowohl zu t_1 als auch zu t_2 existiert. Das Anti-Koinzidenz Prinzip wäre dann zu t_1 von S_1 und L und zu t_2 von S_2 und L verletzt.

Peter Geach zufolge (1962) ist die Standardkonzeption von Identität für diese Paradoxie verantwortlich. Für Geach gibt es keine absolute Identität, weswegen im vorliegenden Fall weder $S_1 = S_2$ noch $S_1 \neq S_2$. Stattdessen muss die Welt mit einer Reihe von sortal-relativierten Identitätsprädikaten der Form „ist der/die/dasselbe K wie“, für einen sortalen Ausdruck K , beschrieben werden. Im vorliegenden Fall gilt laut

Geach, dass während S_1 dasselbe Lehmstück wie S_2 ist, S_1 eine andere Statue als S_2 ist. Auf diese Weise ist Geach in der Lage, unsere scheinbar kollidierenden Identitätsintuitionen zu versöhnen. Sortal-relativierte Identitätsprädikate werden hier als semantisch unanalysierbar behandelt. Denn nach der Standardanalyse von „ x ist der/die/dasselbe K wie y “ als „ x ist ein K , y ist ein K und $x = y$ “ würde Geachs sortal-relative Beschreibung des Statuenfalls zu einem Widerspruch führen.

Die Annahme von primitiven sortal-relativen Identitätsprädikaten bedeutet eine radikale Abkehr von der Standardkonzeption der Identität, da das folgende Leibniz-Gesetz für sortal-relative Identität nicht aufrechterhalten werden kann: für alle x und y und für alle K , wenn x der/die/dasselbe K ist wie y , dann haben x und y dieselben Eigenschaften. Anhand des Statuenfalls lässt sich zeigen, dass dieses Prinzip nicht erfüllt ist. Da S_1 dasselbe Lehmstück ist wie S_2 , haben S_1 und S_2 , nach dem sortal-relativen Leibniz-Gesetz, dieselben Eigenschaften. Da S_1 die Eigenschaft hat eine andere Statue zu sein als S_2 , hat auch S_2 die Eigenschaft eine andere Statue zu sein als S_2 . S_2 ist aber dieselbe Statue wie S_2 , unter der Annahme, dass die Relation dieselbe Statue zu sein reflexiv ist. Sortal-relative Identitätsrelationen verletzen also das Leibniz-Gesetz. Da dieses Gesetz essentiell für unser Verständnis von Identität ist, sind Geachs Relationen keine Identitätsrelationen. Aus diesem Grund (und auch aus einigen anderen Gründen; Hawthorne 2003, Noonan 1997) sind wenig Metaphysiker bereit, die Standardkonzeption von Identität für die Geach-Lösung des Statuenproblems (und verwandter Probleme) aufzugeben.

Die sortal-relative Lösung ist kompatibilistisch, da sie unsere scheinbar kollidierenden Intuitionen zu versöhnen versucht. Alternative, auf der Standardkonzeption von Identität basierende Lösungen des Statuenproblems sind üblicherweise monistisch oder pluralistisch (Sattig 2015). Monistische Lösungen betonen Anti-Koinzidenz und behaupten, dass hier nur eine Statue existiert, obwohl prima facie zwei Statuen erschaffen werden, oder sie behaupten, dass zwei Lehmstücke, eine früheres und ein späteres, existieren, obwohl prima facie über den beschriebenen Zeitraum nur ein Lehmstück verwendet wird (Burke 1994). Pluralistische Lösungen hingegen akzeptieren die kontraintuitive Koinzidenz einer Statue und eines nicht-identischen Lehmstücks, argumentieren aber, dass eine solche Koinzidenz metaphysisch vertretbar sei. Nach dem beliebten vier-dimensionalistischen (perdurantistischen) Modell der temporalen Überschneidung, um nur eine pluralistische Strategie zu nennen, befinden sich zum Zeitpunkt t_1 die beiden Gegenstände S_1 und L am selben Ort, indem sie denselben zeitlichen Teil zu t_1 haben (Sider 2001; s. Kap. V.A.4). Auf diese Weise ist die Koinzidenz zweier Gegenstände zu einer Zeit metaphysisch so harmlos, wie die Koinzidenz zweier Straßen an einem Ort. Ähnlich wie zwei Straßen ein Segment an einem Ort teilen können, können zwei Gegenstände ein Segment zu einer Zeit teilen. Monistische und pluralistische Lösungen des Statuenproblems haben den Vorteil gegenüber der sortal-relativen Lösung, mit der Standardkonzeption von Identität auszukommen, während die sortal-relative Lösung den Vorteil hat kompatibilistisch zu sein. Ein Kompatibilismus mit klassischer Identität würde diese beiden Vorteile vereinen (Sattig 2015).

Temporäre Identität

Ein Schiff, das aus Holzplanken besteht, wird sukzessive repariert, indem eine Planke nach der anderen durch eine neue Planke ersetzt wird bis keine der ursprünglichen Planken mehr übrig ist. Während der Reparatur des Schiffes wird jede der ursprünglichen Planken von einem Antiquar gesammelt und schließlich, wenn alle alten Planken beisammen sind, nach den Plänen des ursprünglichen Schiffes wieder zusammengebaut. Das remontierte Schiff besteht also aus denselben Planken wie das ursprüngliche Schiff. Was passiert mit dem ursprünglichen Schiff in diesem Szenario? Es scheint klar zu sein, dass ein Schiff die sukzessive Erneuerung seiner Planken überlebt. Also scheint das ursprüngliche Schiff identisch mit dem reparierten Schiff zu sein. Es scheint ebenso klar, dass ein Schiff eine Demontage und anschließende Remontage seiner Planken überlebt. Also scheint das ursprüngliche Schiff identisch mit dem remontierten Schiff zu sein. Da Identität transitiv und symmetrisch ist, folgt, dass das reparierte Schiff mit dem remontierten Schiff identisch ist. Es handelt sich hier aber um zwei Schiffe, denn das eine befindet sich auf dem Meer und das andere an Land.

Der Standardkonzeption zufolge ist Identität eine Relation, die Dingen absolut zugeschrieben wird. Wird hingegen eine zeitlich relativierte Zuschreibung von Identität erlaubt, so eröffnet sich ein eleganter Ausweg aus dem Schiffsproblem. Nach der „Schiffsteilung“, zum Zeitpunkt t_2 , gibt es zwei Schiffe, da zu t_2 das reparierte Schiff nicht identisch mit dem remontierten Schiff ist. Vor der Teilung, zum Zeitpunkt t_1 , existieren diese Schiffe bereits, wobei sie zu t_1 identisch sind (Gallois 1998, Myro 1986). Wenn ihre Identität nur temporär ist, lässt sich also die Intuition, dass es vor der Teilung nur ein Schiff gibt, mit der Intuition versöhnen, dass es nach der Teilung zwei Schiffe gibt, und dass das ursprüngliche Schiff durch die Teilung nicht zerstört wird.

In welcher Beziehung steht die These der temporären Identität zum Leibniz-Gesetz? Da Identität nun zeitlich relativ ist, muss das Leibniz-Gesetz ebenfalls zeitlich relativiert werden: für alle x und y und für alle Zeitpunkte t , wenn $x = y$ zu t , dann haben x und y dieselben Eigenschaften zu t . Dass sich das reparierte Schiff zu t_2 auf See befindet, während sich das remontierte Schiff zu t_2 an Land befindet, steht prima facie, nach dem zeitlich relativierten Leibniz-Gesetz, in keinem Konflikt mit der Identität der Schiffe zu t_1 , da der genannte Unterschied ein Unterschied zu t_2 ist. Nun ist es aber plausibel anzunehmen, dass wenn x F zu t ist, es auch zu einem anderen Zeitpunkt, t^* , gilt, dass x F zu t ist. Dann hat aber das reparierte Schiff bereits zu t_1 die Eigenschaft zu t_2 auf See zu sein, während das remontierte Schiff bereits zu t_1 die Eigenschaft hat zu t_2 an Land zu sein, obwohl das reparierte Schiff und das remontierte Schiff zu t_1 identisch sind. Ein Versuch das zeitlich relativierte Leibniz-Gesetz vor Gegenbeispielen dieser Art zu bewahren, und damit den Ansatz der temporären Identität zu retten, besteht darin, das Leibniz-Gesetz so einzuschränken, dass seine Anwendung auf mehrfach relativierte Eigenschaften der Form „zu t^* F zu t sein“ ausgeschlossen ist (Myro 1986). Der Standardeinwand gegen diesen Rettungsversuch ist, dass das eingeschränkte Leibniz-Prinzip keine Identitätsrelation mehr charakterisiert, sondern eine schwächere Äquivalenzrelation. Eine Relation, die zu einer Zeit zwischen Dingen besteht, die zu dieser Zeit nicht alle Eigenschaften teilen, ist keine Identitätsrelation.

Alternative, auf klassischer Identität beruhende Lösungen des Schiffsproblems stellen die eine oder andere Intuition in Frage, auf der die Paradoxie beruht. Der Lebenspfad des Schiffes erfährt eine asymmetrische Gabelung, da das frühere Schiff mit zwei späteren Schiffen auf der Basis verschiedener Kriterien identifiziert wird, im einen Fall auf der Basis räumlich-zeitlicher und funktionaler Kontinuität, im anderen Fall auf der Basis der Identität der Teile und ihrer Anordnung. Falls es gelingt eines dieser Kriterien aus guten Gründen zu diskreditieren, gibt es eine Basis für die erleichternde These, dass das frühere Schiff nur mit einem der späteren Schiffe identisch ist (Wiggins 1967). Da es aber symmetrische Varianten dieser Paradoxie gibt, in der ein Gegenstand durch dasselbe Kriterium verdoppelt wird (wie im klassischen Fall der personalen Spaltung; s. Kap.III.D.2), lässt sich dieser Lösungsansatz nicht verallgemeinern. Ein unerwünschter Widerspruch bleibt ebenfalls aus, wenn das frühere Schiff mit keinem der späteren identisch ist. Aber wie kann es sein, dass ein Schiff überlebt, wenn nur die Planken nach und nach ausgetauscht werden, ohne dass diese später wieder zusammengesetzt werden, oder wenn es nur demontiert und später remontiert wird, ohne dass die Planken durch neue ersetzt werden, während das Schiff nicht überlebt, wenn beides geschieht? (Nozick 1981) Als dritte Lösung könnte man die Intuition aufgeben, dass es vor der Teilung nur ein Schiff gab. Tatsächlich gab es bereits zu Beginn zwei Schiffe, die sich vor der Teilung an denselben Orten zu denselben Zeiten befanden (Lewis 1983). Können verzweifelte, mit unserer gewöhnlichen Gegenstandskonzeption stark kollidierende Auswege dieser Art vermieden werden, ohne die Standardkonzeption der Identität zu untergraben? (Sattig 2015, Sider 2001)

Kontingente Identität

Ein Lehmstück, Lumpl, und eine Statue, Goliath, werden zum selben Zeitpunkt erschaffen und zum selben Zeitpunkt wieder zerstört (Gibbard 1975). Da sie räumlich über ihre gesamte Lebensspanne hinweg koinzidieren, gibt es prima facie einen guten Grund Lumpl und Goliath zu identifizieren. Nun ist aber folgende Situation möglich. Nach der Erschaffung von Lumpl und Goliath könnte Lumpl in eine Vase umgeformt werden. Während Lumpl diese Umformung überleben würde, würde Goliath durch sie zerstört werden. Da Lumpl und Goliath in dieser möglichen Situation unterschiedliche Lebensspannen haben, sind sie in dieser möglichen Situation nicht identisch, nach dem Leibniz-Gesetz. Also ist die Nicht-Identität von Lumpl und Goliath möglich und damit die Identität von Lumpl und Goliath kontingent.

Die Kontingenz einer Identitätsaussage ist metaphysisch harmlos, wenn in ihr Designatoren vorkommen, die in verschiedenen möglichen Welten verschiedene Referenten besitzen. So ist „Platon = der Lehrer von Aristoteles“ kontingent, weil die Kennzeichnung „der Lehrer von Aristoteles“ tatsächlich zwar Platon, in anderen möglichen Welten aber eine andere Person designiert. Die Kontingenz einer Identitätsaussage ist hingegen metaphysisch suspekt, wenn in ihr nur starre Designatoren wie „Lumpl“ und „Goliath“ vorkommen, wie Saul Kripke argumentiert hat (Kripke 1971; s. Kap.VI.B.1?; VI.C.1?). Es ist klarerweise notwendig, dass Lumpl mit Lumpl identisch ist. Also hat Lumpl die Eigenschaft notwendigerweise identisch

mit Lumpl zu sein. Wenn nun Lumpl identisch mit Goliath ist, dann haben sie dieselben Eigenschaften, nach dem Leibniz-Gesetz. Aber dann hat Goliath ebenfalls die Eigenschaft notwendigerweise identisch mit Lumpl zu sein, was der Kontingenz-These widerspricht. In der Frage der kontingenten Identität von Lumpl und Goliath steht erneut die Standardkonzeption von Identität auf dem Spiel.

Diese Spannung mit der Standardkonzeption ist vermeidbar. Eine prominente Analyse der kontingenten Identität von Lumpl und Goliath auf der Basis klassischer Identität stammt von David Lewis (1986). In der Counterpart Theorie wird „ x ist notwendigerweise identisch mit y “ analysiert als „für alle möglichen Welten w gilt, wenn c_x der Counterpart von x in w ist, und wenn c_y der Counterpart von y in w ist, dann ist c_x identisch mit c_y “. Ein Counterpart eines Gegenstands x ist ein von x unterschiedener Gegenstand in einer anderen möglichen Welt, der x in bestimmten Hinsichten ähnelt (s. Kap. VI.C.1?). Nun zurück zu Lumpl und Goliath. Für Lewis ist Lumpl identisch mit Goliath. Da dieser Gegenstand aber sowohl ein Lehmstück als auch eine Statue ist, hat er sowohl Lehmstück-Counterparts als auch Statuen-Counterparts in anderen Welten. Unter diesen ist eine Welt, in der Lumpl/Goliath einen Lehmstück-Counterpart und einen Statuen-Counterpart hat, die nicht identisch sind, da sie zur selben Zeit erschaffen aber zu verschiedenen Zeiten zerstört werden. Damit ist Lumpl zwar identisch mit Goliath, aber Lumpl ist nicht notwendigerweise identisch mit Goliath. Diese Analyse ist kompatibel mit dem klassischen Leibniz-Gesetz. Da in der Counterpart Theorie die modalen Eigenschaften von Gegenständen davon abhängen, wie der Gegenstand beschrieben wird—z.B. als Lehmstück oder als Statue—ist es nicht erlaubt, das Leibniz-Gesetz in der Weise auf Lumpl und Goliath anzuwenden, wie es im Kripke-Argument gegen kontingente Identität geschieht. Wenn das Lehmstück Lumpl in eine Vase umgeformt werden kann, folgt in diesem theoretischen Kontext nicht, dass auch die Statue Goliath in eine Vase umgeformt werden kann, obwohl sie identisch sind. Lumpl und Goliath können also als kontingenterweise identisch aufgefasst werden, ohne die Standardkonzeption von Identität aufzugeben. Dennoch bleibt die Notwendigkeit der Identität intuitiv plausibel, womit sich die Frage stellt, ob das Problem von Lumpl und Goliath auch unter dieser Annahme zufriedenstellend gelöst werden kann. Wenn notwendige Identität aus Identität folgt, dann sind Lumpl und Goliath tatsächlich nicht-identisch, da sie nicht-identisch sein können. Wie könnte die prima facie überraschende These verteidigt werden, dass Lumpl und Goliath zwei ihr Leben lang koinzidierende Gegenstände sind? (Bennett 2004, Sattig 2015)

Vage Identität

Die Oberfläche eines Bergs, M , verändert sich mit der Zeit. Ein Fels, F , an der Oberfläche ist zunächst fest in M integriert, lockert sich dann langsam und löst sich schließlich ganz von M ab. Im Lauf dieses Prozesses ist es vage (unbestimmt), ob F ein Teil von M ist. Worin besteht diese mereologische Vagheit? Sie kann repräsentational oder metaphysisch verstanden werden (s. Kap. III.A.7?). Repräsentationale Vagheit hat ihre Quelle in der Weise, wie wir die Welt linguistisch oder mental repräsentieren, während metaphysische Vagheit der Welt selbst zukommt,

unabhängig davon, wie wir sie repräsentieren. Wenn die mereologische Vagheit von M metaphysisch verstanden wird, dann drohen dramatische Konsequenzen für die Metaphysik von Identität. Wenn F ein vager Teil von M ist, dann gibt es einen Gegenstand, M-minus, der bestimmterweise aus allen Teilen von M außer F besteht. Da es vage ist, ob F ein Teil von M ist, ist es ebenfalls vage, ob M und M-minus genau dieselben Teile haben und sich genau am selben Ort zur selben Zeit befinden. Unter der gängigen Annahme, dass x und y genau dann identisch sind, wenn x und y mereologisch und räumlich koinzidieren, folgt, dass es vage ist, ob M und M-minus identisch sind. Die Annahme von metaphysischer mereologischer Vagheit von materiellen Gegenständen drängt also zur Akzeptanz von metaphysisch vager Identität (Weatherson 2003). (Auch metaphysische Vagheit nicht-mereologischer Art, wie z.B. metaphysische Vagheit der Persistenz von Gegenständen, legt metaphysisch vage Identität nahe.)

Gareth Evans (1978) hat ein berühmtes Argument gegen metaphysisch vage Identität vorgelegt (das an Kripkes Argument gegen kontingente Identität angelehnt ist). Dieses Argument basiert auf der Standardkonzeption von Identität. M-minus, so wird angenommen, hat die Eigenschaft vagerweise mit M identisch zu sein. M hat diese Eigenschaft aber nicht, da M bestimmterweise mit sich selbst identisch ist. Nach dem klassischen Leibniz-Gesetz folgt, dass M und M-minus nicht identisch sind, entgegen der Ausgangsannahme. Eine einfachere Variante des Evans-Arguments kommt ohne Identitäts-involvierende Eigenschaften aus. M besitzt die Eigenschaft vagerweise F als Teil zu haben. M-minus besitzt diese Eigenschaft aber nicht. Nach dem Leibniz-Gesetz sind M und M-minus also nicht identisch. Wie gefährlich das Evans-Argument und seine jüngeren Varianten für metaphysisch vage Identität sind, ist höchst umstritten, wie die umfangreiche Literatur zu dieser Frage zeigt (Parsons 2000, Akiba & Abasnezhad 2014).

Nach der Standardposition ist die Art von Vagheit, die M exemplifiziert, lediglich repräsentational und bedeutet daher keine Gefahr für die klassische Identität. Dem Supervaluationismus, der beliebtesten unter den semantischen Vagheitstheorien, zufolge (s. Kap. III.A.7?) beruht die mereologische Vagheit von M auf der semantischen Unbestimmtheit des Namens „M“. Dieser Name besitzt keinen präzisen Referenten. Es gibt lediglich eine Reihe von geeigneten Referenz-Kandidaten für „M“. Diese sind stark überlappende Felsen-Aggregate mit metaphysisch präzisen mereologischen Grenzen. Da einige dieser Aggregate den Felsen F als Teil haben, während andere F nicht als Teil haben, ist es vage, ob M F als Teil hat. Diese Vagheit ist rein semantischer Art. Alle materiellen Gegenstände in der Welt haben metaphysisch bestimmte mereologische Grenzen.

Diese Konzeption von mereologischer Vagheit lässt sich nun leicht auf Identitätsaussagen ausweiten. Während „M-minus“, so können wir annehmen, ein präziser Name für ein bestimmtes Felsen-Aggregat ist, ist „M“ semantisch unbestimmt, wobei M-minus einer der Referenz-Kandidaten von „M“ ist. Da es also einen Referenz-Kandidaten von „M“ gibt, der mit M-minus identisch ist, während die anderen Kandidaten nicht mit M-minus identisch sind, ist es semantisch vage, ob M-minus mit M identisch ist. Nun ist es ja ebenfalls vage, ob M F als Teil hat. Falls daraus folgt, dass M die Eigenschaft besitzt F vagerweise als Teil zu haben, dann greift das Evans-Argument gegen vage Identität, da M-minus diese Eigenschaft nicht hat. Da

„M“ aber keinen eindeutigen Referenten besitzt, kann „M hat die Eigenschaft F vagerweise als Teil zu haben“ nicht von „Es ist vage, ob M F als Teil hat“ abgeleitet werden (Lewis 1988). Die Evans-Strategie findet deshalb hier keine Anwendung. Die Annahme semantisch vager Identitätsaussagen ist ebenso harmlos wie die Annahme kontingenter Identitätsaussagen mit nicht-starren Designatoren. Allerdings muss sich auch die Anwendung semantischer Vagheitstheorien auf den Fall von M gegen substantielle Kritik behaupten. Natürlich gibt es semantisch vage Identitätsaussagen. Aber ist die Vagheit im Fall von M und in ähnlichen Fällen wirklich nur repräsentational? (Sattig 2015, Weatherson 2003).

Literatur

- Akiba, Ken & Abasnezhad, Ali (Hg.): *Vague Objects and Vague Identity: New Essays on Ontic Vagueness*. Berlin 2014.
- Bennett, Karen: Spatio-Temporal Coincidence and the Grounding Problem. In: *Philosophical Studies* 118 (2004): 339-71.
- Black, Max: The Identity of Indiscernibles. In: *Mind* 51 (1952): 153-64.
- Evans, Gareth: Can There Be Vague Objects? In: *Analysis* 38 (1978): 208.
- Gallois, André: *Occasions of Identity*. Oxford 1998.
- Geach, Peter: *Reference and Generality*. Ithaca 1962.
- Gibbard, Alan: Contingent Identity. In: *Journal of Philosophical Logic* 4 (1975): 187-221.
- Hawthorne, John: Identity. In: D.W. Zimmerman & M.J. Loux (Hg.): *The Oxford Handbook of Metaphysics*. Oxford 2003, 99-130.
- Kripke, Saul: Identity and Necessity. In: M. Munitz (Hg.): *Identity and Individuation*. New York 1971, 135-64.
- Lewis, David: *On The Plurality of Worlds*. Oxford 1986.
- Lewis, David: Vague Identity: Evans Misunderstood. In: *Analysis* 48 (1988): 128-30.
- Lewis, David: Survival and Identity. In: *Philosophical Papers*, volume 1. Oxford 1983, 55-77.
- Myro, George: Identity and Time. In R. Grandy & R. Warner (Hg.): *Philosophical Grounds of Rationality: Intentions, Categories, and Ends*. Oxford 1986, 383-409.

- Noonan, Harold: Relative Identity. In: B. Hale & C. Wright (Hg.): *Companion to the Philosophy of Language*. Oxford 1997, 634-52.
- Nozick, Robert: *Philosophical Explanations*. Oxford 1981.
- Parsons, Terence: *Indeterminate Identity*. Oxford 2000.
- Sattig, Thomas: *The Double Lives of Objects: An Essay in the Metaphysics of the Ordinary World*. Oxford 2015.
- Sider, Theodore: *Four-Dimensionalism: An Ontology of Persistence and Time*. Oxford 2001.
- Weatherson, Brian: Many Many Problems. In: *Philosophical Quarterly* 53 (2003): 481-501.
- Wiggins, David: *Identity and Spatio-Temporal Continuity*. Oxford 1967.